

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 22 (1932)  
**Heft:** 48  
  
**Artikel:** Der Mutter Lied [Fortsetzung]  
**Autor:** Keller, H.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-648548>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 06.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 48  
XXII. Jahrgang  
1932

Bern,  
26. November  
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

## Mein Heim.

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Oft, wenn der Sturm durch öde Fluren zieht,  
Ein schwarzes Wolkenheer am Himmel flieht —  
Wenn Schnee und Eis durch kalte Lüfte jagen,  
Und ferne Stimmen weh und traurig klagen,  
Dann schür' ich heller des Kamines Glut  
Und fühl' mich sicher und in guter Hut.

Es sind vier Wände, die mich schützend halten  
In starkem Arm! Die mir die dunklen, kalten,  
Ungeßtlich bösen Tage traut verschönern —  
Die mich des Windes heulend-wildes Stöhnen  
Vergeßen machen und mir immer sagen:  
Hier ist dein Hort, hier schweigen alle Klagen!

— Es ist mein Heim! Von lieben, guten Händen  
Für mich geschaffen, daß Erfüllung fänden  
Die Träume all', die einst mein heißes Herz  
Von Glück geträumt. Daß Lust und Schmerz  
An einem kleinen Ort der Welt verborgen sei'n —  
In meinem eignen, traulich-stillen Heim!

## Der Mutter Lied.

Erzählt von H. Keller.

2

Und nun steht sie im Gang des großen italienischen Volksspitals, vor der Türe ihres Sohnes, und zwingt ihr heftig klopfendes Herz zur Ruhe. Walter wurde von den freundlichen Pfarrersleuten nach dem Eintreffen des Telegramms vom Besuche der Mutter benachrichtigt.

Wie sie ihn finden wird? Immer noch so trotzig und unzugänglich wie die letzten Male ihres Zusammenseins? Oder — muß sie kommen, um den Tod aus seinen Augen zu lesen?

Die mitfühlende, lebhafteste Frau Hanna, wie die italienisch-protestantische Pfarrfrau heißt, und die schon ganz ihre Freundschaft besitzt, läßt sie allein hineingehen in den Saal, um das Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn nicht zu stören.

Aus zwölf weißen Eisenbetten heben sich kranke, bärte Gesichter müde empor, um zu sehen, wer eingetreten sei. Und plötzlich steht die Mutter vor ihrem langverlorenen armen Kind und bedeckt sein weißes, eingefallenes Gesicht mit Küßen und mit Tränen.

„Mutter, du bist wirklich zu mir gekommen? O Mutter, ich danke dir!“ Dieser Willkommensgruß wiegt all die Jahre des Entfremdens und Schmerzes im Mutterherzen auf. Aber ein qualvoller Stich durchzuckt dabei ihre Seele: so krank, so ohne Leben hatte sie sich ihren blühenden Sohn doch

nicht vorgestellt. Die Erwartung hatte ihn seit gestern aufrecht erhalten, jetzt, da die Erfüllung da, bricht er wieder zusammen und spricht bald wieder in Fieberworten.

Am andern Tage wird der Kranke in eine Privatklinik überführt, wo die Mutter die Pflege übernehmen kann. Die Ärzte sagen, es gehe besser, der Schuß habe kein wichtiges Organ lebensgefährlich verletzt. So darf man bei guter, sorgfältiger Pflege auf langsame Heilung hoffen.

So Tag und Nacht zusammen in einem Krankenzimmer — mit kleinen Unterbrechungen, wenn Frau Hanna absolut auf Ausruhen ihrer Freundin dringt — das bringt zwei fremde Menschen zusammen. Wie sollte es da nicht erst recht Mutter und Kind einander wieder finden lassen?

Oft in schweren Augenblicken bricht noch der alte Troß und die Unzufriedenheit mit sich selbst aus dem jungen Manne hervor, der sich nie gut beherrschen konnte. Und dann quält er sich selbst und seine Mutter mit bitteren Worten:

„Warum bist du gekommen und liebst mich nicht ganz zu Grunde gehen? — Als ich es am nötigsten hatte, da wurde mir das Elternhaus verschlossen. Hättet ihr mir Schläge gegeben und mich eingesperrt, statt mich kalt von euch zu stoßen ... Wie sehr ich Elender oft mich heimgelehnt, das könnt ihr ja nicht begreifen, ihr, die ihr euer

Leben lang in guter Geborgenheit saßet und nicht wißt, was verworfen sein heißt ... In euren und aller Menschen Augen bin ich ja ein Mörder. Ich, der ein unschuldig Mädchen in den Tod getrieben! Wer glaubt mir, daß jenes Mädchen, das ich liebte, mich betrog? Daß ich es in den Armen eines andern fand? Als ich es dann verhöhnte und verfluchte und als der andere auch nichts mehr von ihm wissen wollte, da ging es in das Wasser. Aber ich allein hab ja die Schuld! Der andere dagegen wird bei allen der geachtete, wohlangesehene, brave Mann geblieben sein. Ich aber als Geächteter, was brauchte ich mich weiter anzustrengen, noch gut zu sein? ..."

Nach solchen heftigen Ausbrüchen wurde Walter immer sehr müde und schwach und wieder kränker. Seiner Mutter bangte davor, und es schmerzte sie unsäglich, wenn sie in dieser Weise die nicht unverdienten Anschuldigungen ihres Sohnes entgegen nehmen mußte. Dabei befreiten sie aber ihr Herz gleichzeitig von einer gewissen Last; denn sie sah daraus, daß ihr Sohn doch noch nicht ganz verloren war und daß er oft falsch beschuldigt wurde. Und wie dankbar war sie, daß sie ihn wieder in Händen hatte. Er sollte ihr nicht ein zweites Mal verloren gehen.

Bis jetzt war sie noch nie in ihn gedrungen wegen seines Selbstmordversuches. Auch damit würde er selbst kommen, wenn es Zeit sei, hoffte sie. Sie konnte warten und ihn unterdessen immer besser ihre Liebe fühlen lassen, die ihn noch mehr auftauen sollte.

Und eines Abends, da fing er wirklich selbst davon zu sprechen an. Den ganzen Tag über war Walter müde und still im Bett gelegen, meist mit geschlossenen Augen. Seine Mutter tat lautlos das Nötige und saß zwischen hinein emsig stridend am Fenster. Es hatte heute zum erstenmal geschneit in diesem Winter, und die Pinien und Tannen im Klinikpark waren ganz heimatisch mit einem weißen Schleier bedeckt. Und auch im Zimmer war es heimatisch weihnachtlich: ein harziger Tannenduft zog hindurch. Frau Hanna hatte ihnen vom Markte einige Tannzweige gebracht, die ein wenig Adventsstimmung in das kahle Krankenzimmer zaubern sollten.

Auf einmal drang Walters Stimme durch das dämmernde Zimmer an der Mutter Ohr, leise und ein wenig mühsam, aber die Stille ließ sie jedes Wort deutlich verstehen.

„Mutter“, sagte er fast scheu, „Mutter, es ist doch gut, daß ich nicht gestorben bin, als ich in jenem Hotelzimmer mir das Leben nehmen wollte. Einmal predigte Vater über den Selbstmord, ich war damals noch ein Knabe, aber ein Wort daraus vergaß ich nie — nur in jenem Augenblick war es mir wohl entschwunden. Er sagte damals: Der Selbstmord ist die einzige Sünde, die man nicht bereuen kann. Für alle andern bleibt uns eine Frist zum Bereuen und zum Sühnen, nur für diese schwere nicht ...“

„Ja“, erwiderte die Mutter, der es gelang, ihre Erschütterung hinter einer festen Stimme zu verbergen, an das Bett ihres Sohnes tretend, „ja, Gott hat es gut gemeint mit dir und uns. Wir haben kein Recht dazu, das uns anvertraute Gut, das wir unser Leben nennen, fortzuwerfen, auch wenn wir meinen, daß es wertlos geworden sei. Etwas, das eine lebendige Seele besitzt, kann überhaupt nie wertlos werden, auch durch Sünde und Schuld nicht.“

Und tapfer fuhr sie nach einer Pause fort: „Walter, gelt, heute kannst du mir sagen, wie alles gekommen ist an jenem Sonntag?“ Und sie erzählte ihm, wie sie sein Rufen vernommen habe.

Da konnte sich ihr großer Bub nicht mehr meistern. Er schluchzte auf:

„O Mutter, Mutter, ja ich rief nach dir! Mich ekelte wie noch nie vor meinem Leben, drum wollte ich es von mir werfen!“

Unter dem Streicheln der Mutterhände, die seine heiße Stirne sanft kühlten, wieder ruhiger geworden, erzählte er, wie er an jenem Tag von der adriatischen Küste hergekommen sei, wo er einigen internationalen sogenannten Freunden bei nicht ganz sauberen Geschäften mitgeholfen und einige hundert Lire verdient hatte. Mit diesen wollte er wie immer, wenn er einige Banknoten in der Tasche hatte, an die Riviera reisen, um dort wie gewöhnlich das Glück an einem Spieltisch zu versuchen. Denn einmal, einmal mußte es sich ihm doch günstig zeigen und ihm zu Reichtum verhelfen, damit er ein anderes Leben anfangen könne. Hier in B. machte er aber einen Aufenthalt, denn sein wachgewordenes Gewissen befahl ihm, nach dem nicht weit entfernten Ferrara zu reisen.

Walter hielt eine Zeitlang inne, aber plötzlich fuhr er heftig fort:

„Jetzt sollst du alles wissen von deinem Sohn, der ein gemeiner Lump ist. Denn dort in Ferrara habe ich ein Kind, dessen Mutter, eine arme Schneiderin, sich und das Mädchen kaum erhalten kann mit ihrem kleinen Verdienst. Sie und da schickte ich ihr etwas, aber der verfluchte Spieltisch hatte mich immer so in seinen Krallen, daß für das Kind noch nie viel abfiel.“

Und wieder machte er eine Pause. Die Mutter schwieg und lehnte sich mit einer unsäglich müden Bewegung in den Stuhl zurück. Die Hände ruhten nun auch und strichen nicht mehr liebevoll über des Sohnes Haar und Stirne.

„Also wußte ich an jenem Sonntag noch nicht“, fuhr Walter dann wieder stiller fort, „wer die Oberhand in mir schwachem Schuft gewinnen würde: das mahnende Gewissen oder die verheißene Spielsucht. Der Abend war früh herein gebrochen und dunkel, als ich hier allein durch die alten Gassen schlenderte. Das Volk strömte zur Abendmesse. Brennende Lichter leuchteten mir aus mancher offenen Kirchentüre entgegen, die mir wie stille, ernste Weihnachtsbäume schienen und mein böses Herz mit — Heimweh, ja mit Heimweh nach Gutsein und der Kindheit füllten. Da war ich plötzlich in einer stillen Gasse angelangt vor einem hohen Hause. „Chiesa evangelica“ konnte ich im Scheine des Straßenlichtes lesen. Und da, da klang mir daraus von Männer- und Frauenstimmen gesungen, dein Lieblingslied entgegen, o Mutter, dein Lied, das du jeden Sonntagabend mit uns sangst und das ich hier nach so vielen Jahren zum ersten Male wieder hörte:

Mi prendi per la mano.

So nimm denn meine Hände.

„Da kam es wie Schüttelfrost, dann wie eine Lähmung über mich. O Mutter, ich hab trotz meines bösen, verpfuschten Lebens schon oft Heimweh gehabt, aber so wie an jenem Abend doch noch nie. Wie sehr, hast du ja selbst



A. Anker: Die ältere Schwester.

gespürt in jener Stunde. Heim, heim, ausruhen in unserem stillen Hause, heim, heim!

„Ich eilte wie im Fieber meinem Hotel zu, um sofort abzureisen. Da schnitten Verstand und Gewissen wie ein fürchterlich kaltes Schwert durch mein aufgewühltes Herz und höhnten: „Heim, du heim, du Lump? Du weißt, daß du kein Daheim mehr hast!“ Und der Ekel über mich selbst schien mir wie eine grausige Schlange aus Hals und Mund herauszukriechen. — Da nahm ich meine Pistole ... und das weitere weißt du jetzt ja, Mutter.

„Daß ich mit meiner zitternden Hand nicht gut getroffen, soll wohl eine Gnade sein für mich, doch ein Glüd ist's sicher weder für euch noch für mich.“ Und dem großen Manne schossen Tränen aus den Augen, die ersten, die die Mutter nach langen Jahren darin sah.

Nach dieser Beichte kehrte Frau Elisabeth, trotz ihrer innerlichen Erschütterung, zum ersten Male wieder so recht die Mutter hervor, die nicht nur pflegen und vergeben kann, sondern die mit wohl gütiger, aber auch strenger Richterlichkeit vom fehlbaren Kinde verlangt, daß es, was irgendwie möglich, gut mache. Sie versagte ihm ihre Hilfe keineswegs, doch mußte er ihr auf Manneswort versprechen, nach seiner Genesung nie, aber auch nie wieder, sich an einen Spieltisch zu begeben.

Am zweiten Tage darauf fuhr sie auch schon nach Ferrara, um ihr kleines, uneheliches Großkind und seine Mutter aufzusuchen. Sie wußte nun durch Walter alles Nähere: daß er das Mädchen vor mehr als drei Jahren dort in Ferrara in der Familie eines Garagebesizers, wo er für einige Zeit Aushilfs-Arbeit und zugleich Unterkunft

gefunden hatte, kennen lernte. Während des Tages arbeitete das Mädchen in einem Atelier, und am Abend nähte sie daheim für Privatkunden, um mehr verdienen zu können. Eltern hatte sie keine mehr und wohnte in einem gemieteten Stübchen bei rechtschaffenen, aber auch armen Leuten. Der junge Schweizer hatte sie einige Male des Abends, als sie für die Frau seines Arbeitgebers arbeitete, heimbegleitet. Die hübsche, feine Italienerin hatte ihm sofort gefallen, und er hatte auch ihr, wie so vielen Mädchen schon, von Liebe geredet. Im Augenblick war es ihm ja immer ernst, was er sagte. Und das junge, liebedurstige Mädchen glaubte dem so einnehmenden und ehrlich scheinenden Wesen des flotten Mannes und — kam ins Unglück. Als das Kind zur Welt kam, trieb er sich schon wieder anderswo herum. Er werde sie heiraten, sobald er sich irgendwo ansässig machen könne, hatte er ihr beim Fortgehen versprochen; jetzt sei es ein Ding der Unmöglichkeit, aber er werde dann für das Kind sorgen, wenn es da sei.

Und dann hielt er sein Versprechen so schlecht und schickte nur hie und da etwas für das Kind, das sich in Pflege bei Bauersleuten in der Nähe der Stadt befand. Er habe das Kind noch nie gesehen und auch die Mutter seither nicht wieder.

Frau Elisabeth, der dieser Fall unendlich zu schaffen machte, hatte ihn ihrer neuen Freundin und deren Gatten nicht verschwiegen und bat sie um ihren Rat, ob schon ihr gerechtes Herz sofort entschieden hatte, was da zu tun sei.

Die Freunde waren der gleichen Meinung und rieten, nach Ferrara zu fahren, um das Mädchen persönlich kennen zu lernen. Der Pfarrer anerbot sich gleich, mit ihr hinzu-



Kassel. — Friedrichsplatz (Luftbild).

reisen, was ihr sehr recht war und sie mit großem Dank annahm, da ihr das Italienisch doch zu wenig geläufig war für eine solch wichtige Sache. Frau Hanna wollte unterdessen bei Walter bleiben, der seines ständigen Fiebers wegen noch immer nicht ganz außer Gefahr stand.

In Ferrara angekommen, suchten die beiden zuerst die Familie auf, wo Florina, wie das Mädchen hieß, wohnte. Die Leute machten ihnen einen guten Eindruck und man merkte sofort, daß ihre junge Mieterin ihnen lieb war. Frau Elisabeth beschloß, die Zeit auszunützen und sofort mit einem Auto zum Kinde hinauszufahren, um um die Mittagszeit zurück zu sein und Florina hier zu treffen.

Als sie sich mit dem Auto dem bezeichneten Bauernhause näherten, da schob eine Schar Hühner und Kinder erschreckt und kreischend auseinander. Während nun die Hühner in der Ferne aufgeregter gaderen, näherten sich nach und nach wieder neugierig die noch etwas schüchternen Kinder, von denen immer eines kleiner war als das andere.

Frau Elisabeth, die unterdessen ausgestiegen war, blieb plötzlich stehen, preßte die Hand aufs Herz wie in einem großen Erschrecken und starrte auf eines der kleinen Mädchen, als sehe sie eine Erscheinung aus einer andern Welt. In großer Bewegung hob sie die Kleine zu sich empor. „Elslein“, sagte sie verwirrt, „o du mein Elslein!“ und große Tränen rannen ihr dabei langsam aus den Augen. Das kleine, etwas über zweijährige Mädchen, mit Locken, die wie dunkles Gold das feine weiße Gesichtchen umrahmten, aus dem zwei große dunkelblaue Sterne leuchteten, legte zutraulich seine Armechen um den Hals der fremden Frau und tröstete mit einem Glodenstimmchen:

„Non piangere, Signora, non piangere, ti darò la mia bambola!“ und es wollte sich hurtig losmachen, um seine Puppe zu holen.

Frau Elisabeth aber hielt die Kleine fest in ihren Armen und küßte immer wieder das feine, etwas schmutzige Gesichtchen. Dann wandte sie sich endlich ihrem gerührt dastehenden Begleiter zu und konnte vor Bewegung kaum sprechen:

„O Herr Pfarrer, ich habe ja hier meine verstorbene Tochter wieder gefunden; genau so sah sie aus, als sie im gleichen Alter stand. Ich war im ersten Augenblick so verwirrt, daß ich glaubte, sie sei es wirklich. — Ja, das ist meines Sohnes Kind und uns in die dunkle Zeit als helles Licht gesandt.“

Unterdessen war auch die junge Bäuerin aus dem Hause getreten und wurde vom Pfarrer über den Sachverhalt aufgeklärt.

Es wurde beschlossen, die Kleine dazulassen, wo sie ganz zu den eigenen Kindern gezählt wurde, bis man mit Florina gesprochen und wußte, was weiter geschehen sollte.

Frau Elisabeth konnte sich kaum von „Englein“ trennen, ja, die Kleine hieß wirklich Angelina und hätte, wie es der Großmutter schien, keinen passenderen Namen tragen können.

Sie hatte etwas Angst vor dem Zusammentreffen und Kennenlernen ihrer illegitimen Schwiegetochter gehabt, denn das stand seit Walters Beichte in ihr fest, daß, sofern Frau Elisabeth nicht ein neues Unglück daraus erwachsen sah, sie die rechtmäßige Frau ihres Sohnes werden sollte.

Schon die Begegnung mit dem Kinde nahm ihr die Furcht, enttäuscht zu werden; erst recht aber wurde sie beruhigt, als sie auch Florina sah. Schon das Äußere machte ihr einen guten Eindruck. Das anmutige Mädchen, mittelgroß, mit schwarzen Augen und schwarzen Haaren, war einfach, doch mit Geschmeid gekleidet. Sie tat nicht unwürdig, sondern legte eine natürliche Würde an den Tag, was Frau Elisabeth ungemein gefiel. Als sie ihr von der Heirat sprach, da leuchteten allerdings die sonst traurig blickenden Augen freudig auf und sie verhehlte ihr Glück über diese Aussicht nicht: dann könne sie ihr Kind ja immer bei sich haben und es müsse nicht elternlos aufwachsen. Obgleich das Kind ihr ein unerfleklicher Sonnenschein geworden sei und sie, seitdem es auf der Welt, nie wünschte, es nicht zu haben, so habe sie sich ihm gegenüber doch immer schuldig fühlen müssen. Aber, fügte Florina mit einfachem Stolz hinzu, sie wolle nur eine Heirat, wenn Walter und seine Eltern sie mit wirklicher Zuneigung aufnehmen, nicht nur, um gutzumachen, da sie ja auch mitschuldig sei! Denn das Kind sei ihr, trotzdem sie kein sorgloses Leben habe, keine Last, und sie würde es auch weiter so durchbringen können wie bisher. (Schluß folgt.)

## Typus und Vermächtnis.

Altes und neues Kassel.

Von Dr. Leo Roszella.

Jede Stadt in Deutschland kann eine Besonderheit, irgend ein hervorstechendes Charaktermerkmal aufweisen, das sie von allen anderen unterscheidet, und nicht nur ihr Studium, sondern auch ihren Besuch wertvoll macht.

Kassel ist die typische deutsche Residenzstadt. Auch heute noch, obwohl die Fürsten bereits 1866 das Land verließen und Kassel seit damals eine preußische Provinzhauptstadt ist. Hier war aber, wie in zahlreichen anderen Fällen, die Ver-